

SANDRA BROWN

Warnschuss

Sandra Brown

Warnschuss

Thriller

Deutsch von Christoph Göhler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»Ricochet« bei Simon & Schuster, New York.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage
© der Originalausgabe 2006 by
Sandra Brown Management Ltd.
© der deutschsprachigen Ausgabe 2009
by Blanvalet Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-0307-9

www.blanvalet.de

Prolog

Der Bergungseinsatz wurde um 18.56 Uhr abgebrochen.

Die düstere Nachricht gab Polizeichef Clarence Taylor auf einer Pressekonferenz bekannt, die auf allen Lokalsendern übertragen wurde.

Seine finstere Miene passte zu seinem Offiziershaarschnitt und seinem militärischen Gebaren. »Das Police Department und alle anderen eingesetzten Behörden haben unermüdlich gesucht, weil wir immer auf eine Rettung hofften. Oder zumindest eine Bergung.

Doch nachdem die tagelangen intensiven Bemühungen der Polizei, der Küstenwache und zahlloser Freiwilliger keinerlei ermutigende Ergebnisse erbracht haben, sind wir zu der traurigen Schlussfolgerung gelangt, dass es zwecklos wäre, die Suchaktion fortzuführen.«

Der einsame Trinker in der Bar kippte, den Blick auf einen in der Ecke hängenden flimmernden Bildschirm gerichtet, den Whisky in seinem Glas hinunter und winkte dem Barkeeper, ihm nachzuschenken.

Der Barkeeper hielt die offene Flasche einsatzbereit über das Highballglas. »Sicher? Sie lassen es ganz schön krachen, mein Freund.«

»Nur zu.«

»Wissen Sie, wie Sie heimkommen?«

Die Frage wurde von einem drohenden Blick erwidert. Der Barkeeper zuckte mit den Achseln und schenkte nach. »Ihre Beerdigung.«

Nein, nicht meine.

Das Smitty's lag abseits der ausgetretenen Pfade in einem Viertel von billigen Mietwohnungen in Downtown Savannah und war kein Anlaufpunkt für Touristen oder gutsituierte Bürger. Es war keines der Wasserlöcher, an denen man sich zu Spiel und Spaß versammelte. Es war kein Teil des berüchtigten städtischen Pub-Marathons am St. Patrick's Day. Hier wurden keine pastellfarbenen Drinks mit Phantasienamen serviert.

Hier wurden die Getränke pur geordert. Ob man eine Zitronenschalenspirale wie jene bekam, die der Barkeeper gedankenverloren schälte, während er die Sondersendung im Vorlauf einer alten *Seinfeld*-Episode verfolgte, war reine Glückssache.

Auf dem Fernsehschirm lobte Chief Taylor noch und noch die unermüdlichen Anstrengungen des Sheriffbüros, der Hundestaffel, der Marine und der Tauchtruppe, bla bla bla.

»Stellen Sie das leise, okay?«

Auf die Forderung seines Gastes hin griff der Barkeeper nach der Fernbedienung und stellte den Fernseher stumm. »Er windet sich so, weil er muss. Wenn man das ganze Gequatsche wegstreicht, sagt er schlicht, dass die Leiche längst Fischfutter ist.«

Der Trinker stützte die Ellbogen auf die Theke, ließ die Schultern hängen und schaute zu, wie der dunkelbraune Alkohol in seinem Glas schwappte, wenn er seinen Drink auf der polierten Holzfläche hin und her schob.

»Zehn Tage nachdem sie in den Fluss gefallen ist?« Der Barkeeper schüttelte pessimistisch den Kopf. »Das überlebt keiner. Trotzdem ist die Geschichte zum Heulen. Vor allem für die Familie. Ich meine, nie wirklich zu wissen, was aus einer geliebten Angehörigen geworden ist?« Er griff nach der nächsten Zitrone. »Ich möchte mir nicht vorstellen müssen, dass jemand, den ich liebe, ob lebendig

oder tot, zwischen all dem Müll im Fluss oder sogar draußen im Ozean treibt ...«

Er deutete mit dem Kinn auf das einzige Fenster in der Bar. Es war zwar breit, aber nur dreißig Zentimeter hoch und oben in der Wand eingelassen, viel näher an der Decke als am Boden, wodurch es einen äußerst begrenzten Blick auf die Welt draußen bot, wenn man denn einen erhaschen wollte. Es gestattete nur einem schmalen Streifen Halblicht, das bedrückende Dunkel der Bar zu durchbrechen, und verhiß den Hoffnungslosen hier drinnen nur wenig Erleuchtung.

Unwetterartiger Regen hatte während der vergangenen achtundvierzig Stunden das Tiefland Georgias und South Carolinas durchtränkt. Nicht nachlassender Regen. In Sturzbächen ergoss sich das Wasser aus den undurchdringlichen Wolken.

Zeitweise war der Regen so dicht, dass man nicht mal das andere Flussufer erkennen konnte. Tief liegende Gebiete hatten sich in Seen verwandelt. Straßen waren wegen Überflutung gesperrt worden. Wie über Stromschnellen raste das schäumende Wasser im Rinnstein den Gullys entgegen.

Der Barkeeper wischte den Zitronensaft von seinen Fingern und putzte die Messerklinge an einem Handtuch ab. »Man kann es ihnen nicht verübeln, dass sie bei diesem Regen die Suche abgeblasen haben. Wahrscheinlich werden sie die Leiche nie finden. Ich schätze, die Sache wird für immer ein Rätsel bleiben. War es Mord oder Selbstmord?« Er warf das Handtuch beiseite und stützte sich auf den Tresen. »Was, glauben Sie, ist da draußen passiert?«

Sein Gast sah ihn mit trüben Augen an und antwortete rau: »Ich weiß, was passiert ist.«

1

Es war der vierte Tag des Mordprozesses gegen Robert Savich.

Detective Duncan Hatcher von der Mordkommission fragte sich, was zum Teufel da gespielt wurde.

Sobald sich das Gericht nach der Mittagspause wieder versammelt hatte, hatte Stan Adams, der Anwalt des Angeklagten, den Richter um eine vertrauliche Unterredung gebeten. Richter Laird schien über diese Bitte ebenso überrascht wie der stellvertretende Staatsanwalt Mike Nelson, war ihr aber dennoch nachgekommen und mit den beiden in der Richterkammer verschwunden. Nachdem die Geschworenen ins Geschworenenzimmer zurückgeführt worden waren, blieben die Zuschauer allein zurück und fragten sich, was diese unerwartete Konferenz zu bedeuten hatte.

Mittlerweile waren die drei seit einer halben Stunde verschwunden. Duncans Nervosität wuchs mit jeder Minute. Er hätte sich gewünscht, dass der Prozess ohne alle Schönheitsfehler geführt wurde, die dazu führen konnten, dass Berufung eingelegt oder, Gott bewahre, der Angeklagte freigesprochen wurde. Darum machte ihn dieses Powwow hinter verschlossenen Türen so zappelig.

Seine Ungeduld trieb ihn schließlich in den Gang hinaus, wo er, allerdings immer in Hörweite des Gerichtssaales, auf und ab patrouillierte. Von seinem Beobachtungsposten im vierten Stock aus verfolgte er, wie zwei Schlepper ein Handelsschiff durch den Kanal in Richtung Ozean zogen. Dann

konnte er die Spannung nicht länger ertragen und kehrte auf seinen Platz im Gerichtssaal zurück.

»Duncan, verflucht noch mal, bleib endlich sitzen. Du zappelst rum wie ein Zweijähriger.« Seine Partnerin Dee-Dee Bowen löste zum Zeitvertreib ein Kreuzworträtsel.

»Was haben die da drin nur zu bequatschen?«

»Vielleicht wollen sie was aushandeln? Womöglich auf Totschlag plädieren?«

»Vergiss es«, antwortete er. »Savich würde nicht mal zugeben, dass er falsch geparkt hat, geschweige denn, dass er einen erledigt hat.«

»Kennst du ein Wort mit zehn Buchstaben für aufgeben?«

»Kapitulieren.«

Sie sah ihn verdrossen an. »Wie ist dir das so schnell eingefallen?«

»Ich bin ein Genie.«

Sie probierte das Wort aus. »Von wegen. Es passt nicht. Außerdem hat es zwölf Buchstaben.«

»Sonst fällt mir nichts ein.«

Der am Tisch der Verteidigung sitzende Angeklagte Robert Savich wirkte eindeutig zu selbstgefällig für einen Mordangeklagten und viel zu zuversichtlich, um Duncans Nervosität zu lindern. Als würde er Duncans Blick in seinem Nacken spüren, drehte Savich sich um und lächelte ihn an. Seine Finger trommelten weiter müßig auf den Armlehnen seines Stuhles, als würden sie den Rhythmus zu einem fröhlichen Liedchen vorgeben, das nur er alleine hören konnte. Die Beine hatte er lässig übereinandergeschlagen. Er war die Gefasstheit in Person.

Jeder, der Robert Savich nicht kannte, hätte ihn für einen angesehenen Geschäftsmann mit leicht avantgardistischem Modegeschmack gehalten. Für den heutigen Gerichtstermin hatte er sich in einen konservativ grauen Anzug geklei-

det, dessen schlanker Schnitt eindeutig europäisch wirkte. Sein Hemd war hellblau, die Krawatte lavendelfarben. Der bekannte Pferdeschwanz glänzte ölig. In seinem Ohrläppchen glitzerte ein mehrkarätiger Diamant.

Die erstklassige Kleidung und seine Unbekümmertheit waren Teil einer blank polierten Maske, die den gewissenlosen Kriminellen dahinter perfekt verbarg.

Man hatte Robert Savich schon wegen der unterschiedlichsten Verbrechen verhaftet und der Grand Jury vorgeführt, um festzustellen, ob Anklage erhoben werden sollte – mehrmals wegen Mordes, einmal wegen Brandstiftung sowie wegen diverser kleiner Vergehen, die größtenteils mit Drogenhandel zu tun hatten. Doch im Lauf seiner langen illustren Karriere war er nur zweimal tatsächlich angeklagt worden und hatte vor Gericht gestanden. Beim ersten Mal wegen Drogenhandels. Damals war er freigesprochen worden, weil der Staat seine zugegeben fadenscheinigen Beweise nicht untermauern konnte. Die zweite Verhandlung war der Prozess wegen Mordes an einem gewissen Andre Bonnet. Savich hatte sein Haus in die Luft gejagt. Gemeinsam mit Agenten vom ATF hatte Duncan in diesem Mordfall ermittelt. Bedauerlicherweise hatten sie fast ausschließlich Indizien in der Hand, aber diese Indizien schienen stark genug, um eine Verurteilung zu erreichen. Allerdings hatte der leitende Staatsanwalt den Fall einem Grünschnabel aus seinem Büro übergeben, der weder das Geschick noch die nötige Erfahrung besessen hatte, um die Geschworenen von Savichs Schuld zu überzeugen. Die Geschworenen konnten sich nicht auf eine Verurteilung einigen.

Aber damit nicht genug. Kurz darauf kam ans Tageslicht, dass der junge stellvertretende Staatsanwalt dem Verteidiger Stan Adams entlastendes Beweismaterial vorenthalten hatte. Der darauffolgende öffentliche Aufschrei hatte der Staatsanwaltschaft den Mumm zu einer zeitnahen erneuten

Anklage geraubt. Der Fall lag immer noch bei den Akten und würde dort wahrscheinlich versauern.

Diese Niederlage lag Duncan immer noch im Magen. Obwohl der junge Staatsanwalt eindeutig gepfuscht hatte, hatte Duncan sich den Misserfolg persönlich zugeschrieben und geschworen, Savichs Karriere als gut verdienendem Kriminellen ein Ende zu setzen.

Diesmal setzte er alles auf eine Verurteilung. Savich war des Mordes an Freddy Morris angeklagt, eines seiner vielen Angestellten, einem Drogendealer, den einige Undercoveragenten aus dem Drogendezernat beim Herstellen und Verteilen von Methamphetamin erwischt hatten. Die Beweise gegen Freddy Morris waren erdrückend gewesen, seine Verurteilung praktisch garantiert, und als Wiederholungstäter hatte er mit vielen Jahren Knast zu rechnen.

Die staatlichen Fahnder von der Drug Enforcement Agency hatten sich mit den Kollegen aus dem Drogendezernat des Savannah Police Department zusammengesetzt und Freddy Morris einen Handel angeboten – eine weniger schwerwiegende Anklage und eine deutlich geringere Haftstrafe im Austausch gegen seinen Boss Robert Savich, dem Strippenzieher, hinter dem sie eigentlich her waren.

In Anbetracht der Haftstrafe, die ihn erwartete, war Freddy Morris auf das Angebot eingegangen. Aber bevor die penibel geplante Operation erledigt war, war es Morris. Er wurde mit einem Einschussloch im Hinterkopf bäuchlings in einem Sumpfgelände aufgefunden.

Duncan war zuversichtlich, dass Savich diesmal nicht straflos davonkommen würde. Der Staatsanwalt war weniger optimistisch. »Ich hoffe, dass du recht behältst, Dunk«, hatte Mike Nelson am Vorabend gesagt, während er Duncan auf seinen Auftritt im Zeugenstand vorbereitet hatte. »Von deiner Aussage hängt eine Menge ab.« Dann hatte er, an seiner Unterlippe zupfend, nachdenklich hinzugefügt:

»Ich fürchte, Adams wird auf dem unzureichenden Verdacht rumreiten.«

»Ich hatte sehr wohl einen hinreichenden Verdacht, um Savich zu vernehmen«, wehrte sich Duncan. »Als wir Freddy den Vorschlag zum ersten Mal machten, erklärte er, dass Savich ihm die Zunge rausschneiden würde, wenn er auch nur in dessen Richtung furzte. Als ich Freddys Leichnam untersuche, stelle ich fest, dass nicht nur sein Hirn zu Pampe zerschossen, sondern auch seine Zunge rausgeschnitten worden war. Der Pathologe sagt, dass er noch am Leben war, als sie abgeschnitten wurde. Findest du nicht, dass mir das einen hinreichenden Verdacht gab, mich an Savichs Fersen zu heften?«

Das Blut war noch feucht und Freddys Leiche noch warm gewesen, als Duncan und DeeDee zu dem schaurigen Tatort gerufen wurden. Agenten der Drug Enforcement Agency und Fahnder des Savannah Police Department waren in einen erbitterten Streit verwickelt, wer Freddys Tarnung hatte auffliegen lassen.

»Sie sollten doch drei Männer abstellen, die jeden seiner Schritte überwachen«, brüllte ein DEA-Agent seinen Gegenpart vom SPD an.

»Sie hatten vier abgestellt! Wo waren die denn?«, brüllte der Drogenfahnder zurück.

»Die dachten, er säße zu Hause.«

»Ach ja? Tja, das dachten wir auch.«

»Jesus!«, fluchte der Bundespolizist frustriert. »Wie konnte er unbemerkt aus dem Haus kommen?«

Ganz gleich, wer die Operation in den Sand gesetzt hatte, Freddy war als Zeuge ausgefallen, darüber zu streiten war Zeitverschwendung. Duncan hatte es DeeDee überlassen, zwischen den beiden Fraktionen zu vermitteln, die sich mit Beleidigungen und Schuldzuweisungen überhäuften, und sich auf die Suche nach Savich gemacht.

»Ich hatte gar nicht vor, ihn zu verhaften«, hatte Duncan Mike Nelson erklärt. »Als ich in sein Büro gefahren bin, wollte ich ihn nur befragen. Ich schwöre es.«

»Du hast mit ihm gerauft, Dunk. Das könnte uns schaden. Adams wird das den Geschworenen unter die Nase reiben. Er wird etwas von unzulässiger Gewaltanwendung andeuten, falls er dir nicht direkt an den Karren fährt. Unberechtigte Festnahme. Scheiße, weiß der Geier, was er sonst noch aus dem Hut zaubert.«

Zu guter Letzt hatte Mike Nelson ihn noch ermahnt, dass nichts sicher sei und bei einer Verhandlung alles passieren könne.

Duncan verstand nicht, warum der Staatsanwalt so besorgt war. Ihm erschien der Fall klar und eindeutig. Er war direkt vom Tatort zu Savichs Büro gefahren. Dort war Duncan unangekündigt in Savichs Arbeitszimmer geplatzt und hatte ihn in Gesellschaft einer Frau vorgefunden, die anhand der Polizeifotos später als Lucille Jones identifiziert wurde und sich auf den Knien befand, um Savich mit einer Fellatio zu beglücken.

An diesem Morgen war es im Gerichtssaal kurz still geworden, als Duncan das in seiner Zeugenaussage erwähnte. Die hektische Betriebsamkeit erstarb. Der vor sich hin dösende Gerichtsdienstler hatte sich schlagartig hellwach aufgesetzt. Duncan sah zu der Geschworenenbank hinüber. Eine der älteren Frauen hatte peinlich berührt den Kopf eingezogen. Eine zweite, etwa genauso alt wie die erste, schien sich über die Bedeutung des Wortes unschlüssig zu sein. Einer der vier männlichen Geschworenen blickte mit einem leicht bewundernden Schmunzeln auf Savich. Savich selbst betrachtete prüfend seine Fingernägel, als überlege er, ob er später noch zur Maniküre gehen solle.

Duncan hatte ausgesagt, dass Savich nach einer Waffe gegriffen habe, sobald er sein Büro betreten hatte. »Auf

seinem Schreibtisch lag eine Pistole. Er hat danach gegriffen. Ich wusste, wenn er die Waffe in die Finger bekommt, bin ich tot.«

Adams sprang auf. »Einspruch, Euer Ehren. Unzulässige Schlussfolgerung.«

»Stattgegeben.«

Mike Nelson hatte die Frage umformuliert und den Geschworenen letztendlich bewiesen, dass Duncan Savich nur attackiert hatte, um sich vor einem möglichen Schaden zu bewahren. Der sich daraus entwickelnde Kampf war intensiv gewesen, doch zuletzt hatte Duncan Savich bändigen können.

»Detective Hatcher, haben Sie die Waffe als Beweismittel sichergestellt, nachdem Sie Mr Savich überwältigt hatten?«, fragte der Staatsanwalt.

Genau da wurde es knifflig. »Nein. Bis ich Savich in Gewahrsam genommen hatte, waren die Waffe und die Frau verschwunden.«

Von beiden fehlte seither jede Spur.

Duncan hatte Savich wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt verhaftet. Während er unter dieser Anklage festgehalten wurde, hatten Duncan, DeeDee und andere Kollegen Beweise dafür gesammelt, dass er den Mord an Freddy Morris begangen hatte.

Die Waffe, die Duncan gesehen hatte und mit der Savich ihrer Überzeugung nach nicht einmal eine Stunde zuvor Freddy Morris hingerichtet hatte, hatten sie nicht. Genauso wenig wie eine Aussage der Frau. Sie hatten nicht einmal Fuß- oder Reifenabdrücke vom Tatort, weil die hereinkommende Flut alles weggespült hatte, bevor der Leichnam entdeckt worden war.

Dafür hatten sie die Zeugenaussagen mehrerer anderer Agenten, die Freddy's angsterfüllte Beteuerung gehört hatten, dass Savich ihm die Zunge herausschneiden und

ihn anschließend umbringen würde, falls er einen Deal mit den Behörden abschloss oder auch nur mit ihnen redete. Außerdem konnte Savich, nachdem Lucille Jones' Aufenthaltsort unbekannt blieb, kein glaubhaftes Alibi vorweisen. Die Staatsanwaltschaft hatte schon mit weniger Material eine Verurteilung erreicht, also war der Fall vor Gericht gekommen.

Nelson rechnete damit, dass Duncan an diesem Nachmittag von Savichs Anwalt ins Kreuzverhör genommen würde. In der Mittagspause hatte er ihn darauf vorzubereiten versucht. »Er wird dein Verhalten als Schikane hinstellen und den Geschworenen erzählen, dass du seit Jahren einen persönlichen Groll gegen seinen Mandanten hegst.«

»Du kannst deinen Arsch darauf verwetten, dass ich das tue«, sagte Duncan. »Dieser Hurensohn ist ein Mörder. Und ich habe einen Eid geschworen, Mörder hinter Gitter zu bringen.«

Nelson seufzte. »Pass nur auf, dass es nicht so klingt, als würdest du die Sache persönlich nehmen, okay?«

»Ich werde es versuchen.«

»Auch wenn es so ist.«

»Ich habe gesagt, ich werde es versuchen, Mike. Aber ja, inzwischen nehme ich es tatsächlich persönlich.«

»Erst wird Adams darauf verweisen, dass Savich eine Berechtigung zum Tragen einer Waffe hat, weshalb die Waffe selbst kein belastender Beweis ist. *Dann* wird er behaupten, dass es nie eine Waffe gegeben hat. Er könnte sogar anzweifeln, dass da wirklich eine Frau war, die ihm einen geblasen hat. Er wird alles abstreiten, abstreiten und noch mal abstreiten und bei den Geschworenen ein ganzes Feld voller Zweifel säen. Vielleicht wird er sogar einen Antrag stellen, deine Aussage für nicht verwertbar zu erklären, weil es keinerlei Bestätigung dafür gibt.«

Duncan wusste, was ihm bevorstand. Er hatte schon frü-

her mit Stan Adams zu tun gehabt. Er konnte es kaum erwarten, die Sache hinter sich zu bringen.

Er starrte gerade auf die Tür und versuchte, sie mit der Kraft seiner Gedanken zu öffnen, als sie tatsächlich aufsprang.

»Erheben Sie sich!«, dröhnte der Gerichtsdienner.

Duncan schoss aus seinem Stuhl. Er versuchte die Mienen der drei Eintretenden zu deuten, die jetzt in den Gerichtssaal traten und ihre Plätze wieder einnahmen. Er beugte sich zu DeeDee hin. »Was hältst du davon?«

»Keine Ahnung, aber es gefällt mir nicht.«

Seine Partnerin verfügte über eine geradezu gespenstische und absolut zuverlässige Begabung, Menschen und Situationen zu deuten, und sie hatte eben seine eigene düstere Vorahnung bestätigt.

Ein schlechtes Zeichen war auch, dass Mike Nelson den Kopf abgewandt hatte und kein einziges Mal zu ihnen herübersah.

Stan Adams setzte sich neben seinen Mandanten und tätschelte den Ärmel von Savichs sündteurem Anzug.

Duncans Magen krampfte sich beklommen zusammen.

Der Richter trat hinter die Richterbank und gab dem Gerichtsdienner ein Zeichen, die Geschworenen wieder hereinzuführen. Dann nahm er seinen Platz hinter dem Podium ein und ordnete seine Robe. Er schob das Tablett mit dem Glas und der Karaffe Wasser einen Zentimeter nach rechts und rückte das Mikrofon zurecht, das keinesfalls zurechtgerückt werden musste.

Nachdem die Geschworenen wieder im Saal waren und jeder seinen Platz eingenommen hatte, verkündete er: »Meine Damen und Herren, ich bitte um Verzeihung für die Verzögerung, doch es ging um eine wichtige Angelegenheit, die sofort geklärt werden musste.«

Cato Laird war beim Publikum und bei der Presse, die

er wie ein Freier umwarb, als Richter überaus beliebt. Obwohl er schon auf die fünfzig zuging, hatte er den Körper eines Dreißigjährigen und die Gesichtszüge eines Filmstars. Tatsächlich hatte er ein paar Jahre zuvor in einem Film, der in Savannah gedreht wurde, eine kleine Nebenrolle als Richter gespielt.

Er genoss es, vor der Kamera zu stehen, und war stets für einen markanten Kommentar gut, wenn es in den Nachrichten um Verbrechen, Verbrecher oder die Jurisprudenz ging. Auch jetzt sprach er mit seiner bekannten, oft vernommenen, sonoren Stimme: »Wie mir Mr Adams eben zur Kenntnis gebracht hat, vergaß während der Geschworenenbefragung die Geschworene Nummer zehn zu erwähnen, dass ihr Sohn an einem Ausbildungslehrgang für das Savannah-Chatham Metropolitan Police Department teilnehmen wird.«

Duncan sah auf die Geschworenenbank und entdeckte den freien Stuhl in der zweiten Reihe.

»Ach du Kacke«, murmelte DeeDee leise.

»Die Geschworene hat das bestätigt«, sagte Richter Laird. »Sie hatte nicht beabsichtigt, das Gericht zu täuschen, sie hatte einfach nicht erkannt, inwiefern diese Unterlassung den Ausgang des Verfahrens beeinflussen könnte.«

»Was?«

DeeDee stupste Duncan warnend an, nicht zu laut zu werden.

Der Richter sah in ihre Richtung, redete aber weiter.

»Wenn eine Jury zusammengestellt wird, hat der Anwalt jeder Partei Gelegenheit, alle Individuen abzulehnen, die seinem Gefühl nach das Potenzial besitzen, das Urteil unzulässig zu beeinflussen. Mr Adams ist der Meinung, dass eine Geschworene, deren Familienmitglied bald Polizist wird, fundamentale Vorurteile gegen jeden Angeklagten in einem Strafprozess hegen könnte, ganz besonders gegen

einen, dem diese besonders ungeheuerliche Tat zur Last gelegt wird.«

Er schöpfte Atem und fuhr dann fort: »Ich stimme in diesem Punkt mit der Verteidigung überein und bin daher gezwungen, auf einen Verfahrensfehler zu erkennen.« Er knallte den Hammer auf den Tisch. »Geschworene, Sie sind entlassen. Mr Adams, Ihr Mandant ist frei und kann gehen. Die Sitzung ist geschlossen.«

Duncan sprang aus seinem Stuhl. »Sie machen Witze!«

Der Richter nagelte ihn mit seinem Blick fest und sagte mit einer Stimme, mit der man Diamanten hätte schneiden können: »Ich versichere Ihnen, dass ich keine Witze mache, Detective Hatcher.«

Duncan schob sich in den Mittelgang und eilte zur Absperrung vor. Er deutete auf Savich: »Euer Ehren, Sie können ihn unmöglich laufen lassen!«

Mike Nelson war an seiner Seite und flüsterte beschwörend auf ihn ein: »Ruhig, Dunk.«

»Sie können den Fall noch einmal vor Gericht bringen, Mr Nelson.« Der Richter hatte sich bereits erhoben und zum Gehen bereitgemacht. »Aber ich rate Ihnen, erst handfestere Beweise zu beschaffen.« Dann fixierte er Duncan und setzte nach: »Oder glaubwürdigere Zeugen.«

Duncan sah rot. »Sie glauben, dass ich *lüge*?«

»Duncan.«

DeeDee stand hinter ihm, hielt ihn am Oberarm zurück und versuchte ihn durch den Mittelgang zur Saaltür zu zerrren, doch er riss sich los.

»Die Pistole war da. Sie hat praktisch noch geraucht. Die Frau war auch da. Sie ist aufgesprungen, als ich ins Zimmer kam und ...«

Der Richter schlug kurz mit dem Hammer auf sein Pult und brachte ihn damit zum Schweigen. »Sie können im nächsten Prozess aussagen. Falls es einen gibt.«

Plötzlich war Savich vor ihm und füllte mit seinem Feinens Duncans ganzes Gesichtsfeld. »Sie haben es schon wieder vermasselt, Hatcher.«

Mike Nelson packte Duncan am Arm, damit er nicht über die Absperrung flankte. »Ich kriege dich noch, du Hurensohn.«

Mit bedrohlich tiefer Stimme sagte Savich: »Wir sehen uns. Bald.« Dann hauchte er Duncan einen Kuss zu.

Adams führte seinen Mandanten hastig an Duncan vorbei, der zum Richter schaute. »Wie können Sie zulassen, dass er hier rausspaziert?«

»Nicht ich lasse es zu, Detective Hatcher. Sondern das Gesetz.«

»*Sie* sind das Gesetz. Oder sollten es wenigstens sein.«

»Duncan, halt den Mund«, zischte DeeDee. »Wir verdoppeln unsere Anstrengungen, Lucille Jones zu finden. Vielleicht taucht auch die Waffe wieder auf. Früher oder später nageln wir Savich fest.«

»Wir hätten ihn längst festnageln können.« Er gab sich keine Mühe, leiser zu sprechen. »Wir hätten ihn heute festnageln können. Wir hätten ihn verflucht noch mal jetzt festnageln können, wenn wir einen Richter hätten, der zur Polizei hält und nicht zu den Kriminellen.«

»Ach du Scheiße«, stöhnte DeeDee.

»Detective Hatcher.« Richter Laird stützte sich auf seine Richterbank und sah Duncan zornfunkelnd an. Als würde er aus einem brennenden Busch zu ihm sprechen, donnerte er: »Ich bin gewillt, Ihnen einen Gefallen zu erweisen und diesen Kommentar zu überhören, weil ich mir das Ausmaß Ihrer Frustration vorstellen kann.«

»Sie können sich einen Scheißdreck vorstellen. Wenn Sie mir wirklich einen Gefallen erweisen wollten, *Euer Ehren*, dann hätten Sie die Geschworene ersetzt, statt den ganzen Prozess abzublasen. Wenn Sie mir wirklich einen Gefallen

erweisen wollten, hätten Sie uns eine Chance gegeben, diesen Mörder endgültig aus dem Verkehr zu ziehen.«

Alle Muskeln im Gesicht des Richters verkrampften sich, doch seine Stimme blieb bemerkenswert beherrscht. »Ich rate Ihnen, diesen Gerichtssaal auf der Stelle zu verlassen, bevor Sie noch etwas sagen, wofür Sie wegen Missachtung des Gerichts bestraft werden müssen.«

Duncan zielte mit dem Finger auf den Ausgang, durch den Savich und sein Anwalt verschwunden waren. »Savich dreht Ihnen eine lange Nase, genau wie mir. Er bringt für sein Leben gern andere Menschen um, und Sie haben ihm eben einen Freifahrtschein übergeben, rauszugehen und ein paar Menschen mehr umzubringen.«

»Mein Beschluss entspricht dem, was das Gesetz diktiert.«

»Nein, was Sie getan haben...«

»Duncan, bitte«, beschwor ihn DeeDee.

»...ist der letzte Scheiß. Sie haben die Leute beschissen, die Sie gewählt haben, weil Sie geglaubt haben, Sie wären hart zu Kriminellen wie Savich, so wie Sie es versprochen haben. Sie haben Detective Bowen hier beschissen, die Staatsanwaltschaft und jeden anderen, der je versucht hat, diesen Dreckskerl hinter Gitter zu bringen. Genau das haben Sie getan. Euer Ehren.«

»»Haende hoch.««

»Was?«

»Das Wort mit zehn Buchstaben für Aufgeben.«

DeeDee verfolgte fassungslos, wie Duncan sich auf dem Beifahrersitz niederließ und den Gurt anlegte. »Achtundvierzig Stunden im Knast, und das ist das Erste, was du zu sagen hast?«

»Ich hatte jede Menge Zeit zum Nachdenken.«

»»Hände hoch« sind zwei Wörter, du *Genie*.«

»Ich wette, es passt trotzdem.«

»Wir werden es nie erfahren. Ich habe das Kreuzworträtsel weggeworfen.«

»Hast du es nicht fertig gebracht?« Er wusste, dass sie das ärgerte, weil er normalerweise jedes Rätsel lang vor ihr geknackt hatte. Er besaß die Gabe, Rätsel zu lösen; sie nicht.

»Nein, ich habe es weggeworfen, weil ich nichts behalten wollte, was mich an deinen peinlichen Auftritt im Gerichtssaal erinnert hätte.« Sie bog aus dem Parkplatz des Arrestgebäudes und fuhr in Richtung Innenstadt. »Du hast wirklich die Backen aufgeblasen.«

Er saß brütend neben ihr und schwieg.

»Hör zu, Duncan, ich verstehe genau, warum du Savich schnappen willst. Wir wollen das alle. Er ist das Fleisch gewordene Böse. Aber einen Richter in seinem eigenen Gerichtssaal beleidigen? Das ist Wahnsinn. Damit hast du dir und dem ganzen Department einen Bärenienst erwiesen.« Sie warf ihm einen kurzen Seitenblick zu. »Natürlich steht es mir nicht an, dich zu belehren. Immerhin bist du der Senior in unserem Team.«

»Danke, dass du das nicht vergessen hast.«

»Ich sage das als deine Freundin. Und ich sage es nur zu deinem Besten. Dein Eifer ist bewundernswert, aber du musst lernen, dein Temperament zu zügeln.«

Weil er sich überhaupt nicht eifrig fühlte, starrte er missmutig durch die Windschutzscheibe. Savannah schwitzte unter einer glühenden Sonne. Die Luft war mit Feuchtigkeit beladen. Alles wirkte schlaff, verwelkt und so ausgelaugt, wie er sich fühlte. Die Klimaanlage in DeeDees Wagen führte einen aussichtslosen Kampf gegen die schwüle Luft. Schon jetzt war sein Hemdrücken durchnässt.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ich habe heute Morgen geduscht, aber ich stinke immer noch nach Knast.«

»War es schlimm?«

»Eigentlich nicht, trotzdem möchte ich so schnell nicht wieder hin.«

»Gerard ist gar nicht glücklich mit dir.« Damit meinte sie Lieutenant Bill Gerard, ihren gemeinsamen direkten Vorgesetzten.

»Richter Laird lässt Savich davonspazieren, und Gerard ist nicht glücklich mit *mir*?«

DeeDee hielt an einer Ampel und sah ihn an. »Ich sag dir jetzt was, aber werd nicht gleich sauer.«

»Ich dachte, die Standpauke wäre überstanden.«

»Du hast dem Richter keine andere Wahl gelassen.« In den zwei Jahren, seit DeeDee ins Morddezernat gewechselt hatte und seine Partnerin geworden war, hatte er noch nie auch nur einen Funken Mutterinstinkt an ihr bemerkt. Doch jetzt wirkte ihre Miene beinahe mütterlich. »Nachdem du den Richter so beschimpft hast, sah er sich praktisch gezwungen, dich wegen Missachtung des Gerichts zu bestrafen.«

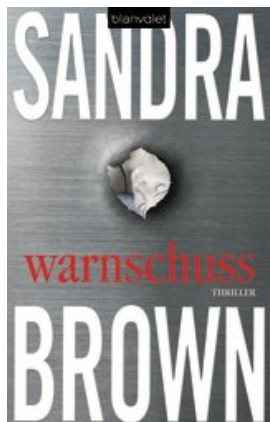
»Dann haben Seine Ehren und ich etwas gemeinsam. Ich sehe mich auch gezwungen, ihn mit Verachtung zu strafen.«

»Ich glaube, das hat er mitbekommen. Und was Gerard angeht, so vertritt er natürlich die Firma. Er kann nicht zulassen, dass seine Detectives einen Richter am Kammergericht beleidigen.«

»Okay, okay, ich gebe zu, dass ich mich nicht einwandfrei betragen habe. Ich gelobe, bei Savichs nächster Verhandlung als perfekter Gentleman aufzutreten, sanft wie ein Lamm, solange Richter Laird uns im Gegenzug etwas Spielraum lässt. Nach der Aktion von vorgestern ist er uns was schuldig.«

»Äh, Duncan.«

»Äh, was?«



Sandra Brown

Warnschuss

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 512 Seiten,
13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-7645-0307-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2009

Nichts ist so tödlich wie die Liebe ...

Detective Duncan Hunter ist außer sich. Richter Laird hat den wasserdichten Fall gegen Drogenbaron Robert Savich wegen eines angeblichen Verfahrensfehlers eingestellt. Als die Frau des Richters einen Einbrecher erschießt und Duncan gerufen wird, gerät er in eine heikle Situation. Denn Duncan hegt für Elise mehr als nur freundschaftliche Gefühle. Und der Fall ist dubios: Hat Elise in Notwehr gehandelt, wie der Richter glauben machen will? Oder sollte sie das eigentliche Opfer sein, wie Elise ihn zu überzeugen sucht?

Dann verschwindet Elise und eine weitere Leiche taucht auf. Kann Duncan jetzt noch seinem Polizisteninstinkt vertrauen? Oder benutzt Elise ihn für ihre eigenen Zwecke? Auf der Jagd nach der Wahrheit setzt Duncan alles aufs Spiel. Denn sicher ist er sich nur in einem: Eine Nacht mit Elise war nicht genug ...